

Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



Offizierstöchter.

Roman von Paul Grabein.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Sie hatten sich nämlich mit Klaus und Astrid, die heute schon in aller Frühe aus dem Hotel angelingelt hatten, zum Frühstück bei Ablon verabredet. Astrid wollte Gerda noch allein auffuchen, während ihr Mann einen geschäftlichen Weg machte.

Und die Schwester kam denn auch nachher, wie verabredet. Sie sah ganz allerliebste aus als blutjunges Frauchen. Todschick in ihrem Niesenhut und dem engen Poiret-Kleide, in dem sie kaum einen Schritt konnte. Aber dennoch war sie noch ganz derselbe Wind wie als Mädchen. Auch nun, wie sie der älteren Schwester noch auf der Diele um den Hals fiel. Sie hatten sich ja seit ihrer Hochzeit nicht mehr gesehen. Dann machte sie sich wieder aus der Umarmung frei. Sie sah sich nun zufällig im Spiegel und mußte plötzlich lachen.

„Das muß ja übrigens eben ein gottvolter Anblick gewesen sein, wie ich so in meinem Kumpelrock auf dich zustolperte. Kinder, was ist diese Mode doch bödsinnig!“

„Und doch machst du sie mit.“

„Aber doch selbstverständlich. So toll wie möglich.“

Gerda sah lächelnd auf der Schwester überenges Kleid, wie sie so neben ihr ins Zimmer trat.

„Was sagen denn unsere guten Ellerstedter dazu?“

„Die stehen natürlich Kopf. Aber das macht mir ja gerade ein Hauptvergnügen, weißt du, die Gesellschaft zu ärgern, bis sie plagt.“

Astrid hatte sich in Gerdas amerikanischen Schaukelstuhl geworfen. Nun wiegte sie sich, die Füßchen weit vorgestreckt, so daß die dünne Seidenhülle des Rockes sich jedesmal beim Niedergehen wehend dicht um ihre Glieder schmiegte und zeigte, wie leicht sie angezogen war. Gerda, die es gewahrte, warf einen kritischen Blick auf das Kleid. Aber Astrid legte ihn anders aus.

„Mitbringst du von der Hochzeitsreise. Aus Paris! Da beneidest du mich wohl?“

„Das weniger. Ich stellte mir fest: übermäßig viel hast gerade nicht an, mein Herzchen.“

Aber die Jüngste lachte nur wieder ihr helles, sorgloses Lachen.

„Was willst du? In Paris und Brüssel geht alle Welt so.“

„Doch wohl kaum in Ellerstedt.“

„Pah!“ Und Astrid warf die Füßchen mit besonders kühnem Schwunge in die Luft.

„Was sagt denn aber dein Mann dazu?“

„Der hat's mir doch selber geschenkt!“

Gerda schüttelte lächelnd den Kopf.

„Sieh mal — sieh. Unser braver Klaus. Wie der sich entwickelt.“

„Laß mir nur meinen Klaus in Ruh'!“ forderte Astrid. „Ich bin sehr zufrieden mit ihm. Sehr! Wir leben fabelhaft glücklich miteinander — geradezu anormal glücklich, sag' ich dir.“

Gerda ward unwillkürlich ernster, als sie dann sagte: „Möchte es nur immer so bleiben.“

„Es bleibt! Ich habe gar keine Bange.“

Gerda blickte auf die Schwester. Sie sah in der Tat so strahlend aus, so siegesicher. Da seufzte sie selber leise und sagte dann nach einer Weile:

„Ich kann mir's wohl denken. Klaus ist sicher ein sehr bequemer Ehemann.“

„Na ja — gewiß. Obgleich — Na, du weißt doch, jeder Mann hat so seinen kleinen Toppunkt. Der eine schnappt ein, wenn man ihm an den Schreibtisch rührt, der andere, wenn der Rotwein zu warm auf den Tisch kommt, der dritte, na — was weiß ich. Die Hauptsache ist eben, daß man diese diversen Toppunkte erst glücklich 'raus hat.“

„Na, und dann —?“

„Dann hütet man sich natürlich als verständige Frau, dem Herrn der Schöpfung ins Gehege zu kommen. Mag's auf dem Schreibtisch doch in Gottes Namen ansehn wie Kraut und Rüben — er ist tabu für einen, hoch-tabu! So wahrnt man den holden Frieden, die süße Eintracht und vermeidet das üble Renommee der unbequemen Frau.“

Gerda blickte wieder auf die Schwester.

„Ich glaube beinahe, Kleine, du bist die Klügste von uns allen.“

„Merkt ihr das jetzt erst?“ Und Astrid schaukelte sich noch viel übermütiger. „Na, da wirst du erst staunen, wenn ich dir nachher meinen in „Freiheit dressierten“ Mann vorführe. So was habt ihr überhaupt noch nicht gesehen. Ich kann von ihm haben, was ich will. Nur bin ich natürlich so vernünftig, nicht das Unmögliche zu verlangen. Und immer alles hübsch peu à peu. Langsam, aber sicher.“

Gerda lächelte. „Hilft das wirklich ans Ziel?“ Astrid hielt im Schaukeln an.

„Wah! Beweis: Tatsachen. Zum Beispiel jetzt Berlin! Als ich mal ganz im Anfang, noch auf der Hochzeitsreise, auf den Busch klopfte, ob man denn nun ewig in dem Jammerneß, dem Ellerstedt, versauern mußte, in Berlin könnte man doch gewiß ebensogut Holz en gros unter die Leute bringen, da zog mein g'strenger Gemahl die Brauen hoch und hielt mir eine ganze volkswirtschaftliche Vorlesung. Na, ich verstand ja davon nicht viel, aber das entnahm ich mir doch daraus: So darfst du's also nicht anfangen. Trotzdem blieb ich vergnügt und zuversichtlich und dachte mir bloß: Aber wari', ich komme ihm — doch noch! Und es hat sich denn auch gemacht. So ganz doucement, völlig schmerzlos. Und jetzt hab' ich ihn glücklich schon so weit: Sechs bis acht Wochen Berlin in der Saison sind mir bewilligt. Ja, es wird allbereits von hoher Stelle in wohlwolkende

Erwägung gezogen, ob es nicht wirtschaftlicher — und natürlich viel angenehmer — ist, sich für diesen Zweck, da man ja doch alle Winter wiederkommen will, ein kleines eigenes Pied-à-terre zu schaffen. Daß man nicht immer in teuren Hotels zu wohnen braucht. Na, und haben wir das erst — dann ist mir nicht mehr bange. Dann verlegen wir den Schwerpunkt unserer Tätigkeit doch noch nach hier. Dann wird's umgekehrt als jetzt: Berlin — Betriebs-Zentrale; Elberfeld nur noch Filiale!"

Gerda war nachdenklich geworden über der Erzählung der munteren Schwester.

"Du sprichst nur immer von dir. Ist denn Klaus aber auch so zufrieden mit dir?"

"Klaus?" Astrid lachte zuversichtlich. "Frag' ihn doch nachher selber. Der könnt's ja auch gar nicht besser haben. Hat er nicht jederzeit eine fidele kleine Frau an seiner Seite, wenn er sie braucht? Immer aufgelegt, nie Spielverderberin. Ich gehe mit ihm durch die Büsche und Bünn. Er hört nie von mir ein: Ach, heut lieber nicht! — Das wird mir zuviel! — Dies paßt mir nicht und jenes nicht! Nein, Gerda, wir leben wirklich — nun mal ganz im Ernst — sehr gut miteinander, und ich tausche mit niemandem. Ich bin direkt glücklich mit meinem Klaus. Ich hab' ihn lieb, den herzenguten Menschen."

Da verstummte die Schwester. Ihre Blicke glitten vor sie hin, ins Weite.

Doch Astrid lehnte sich im Stuhl jetzt zu ihr hinüber. "Na, und wie steht's bei euch? Nun beichte du auch mal."

"Wir? Wir leben genau so glücklich, natürlich."

Und Gerda erzählte jetzt ihrerseits, wie Heinz sie verwöhnte mit seiner Zärtlichkeit und Aufmerksamkeit. Doch in ihrem Ton war etwas Unsicheres, das der aufmerksamen Astrid nicht entging.

So nickte sie denn nur, als die Schwester geendet hatte, und nahm ihr Schaulkeln wieder auf.

"Das freut mich ja, daß auch bei euch alles so gut stimmt. Denn, unter uns gesagt, zu Haus haben sie sich bisweilen Gedanken gemacht darüber — namentlich Papa."

Ueber Gerdas schönes Antlitz huschte es wie ein leichtschmerzliches Erinnerung. Doch gleich warf sie den Kopf wieder zurück.

"Vollkommen unnötig, wie du siehst. Uebrigens, da wir gerade dabei sind: Wie steht's zu Hause?"

Astrid gab Bericht, auch von allen Freunden und Bekannten.

Nach einer kleinen Pause fragte dann die ältere Schwester noch einmal:

"Und Walter Kullburg?"

"Ach, der ist langweilig! Läßt sich überhaupt nicht mehr sehen. Vollkommen Streber geworden. Büffelt auf Teufel-Komm-raus für die Kriegsalademie. Komisch, wie ein Mensch sich so total umkrepeln kann. Weißt du: mir ist da manchmal schon ein Gedanke gekommen: ob Kullburg nicht am Ende doch etwas ernstlich für dich übrig gehabt hat?"

Und sie sah die Schwester an. Die saß und spielte verloren am Schloß ihres Gürtels. Nun hob sie die Schultern.

"Doch wohl kaum anzunehmen."

Dann aber sah sie auf.

"Willst du dir nun nicht auch einmal unser Heim ansehen?"

"Aber herzlich gern!" Und Astrid sprang auf die Füße. "Ich bin ja schon so neugierig."

Klaus Petersen war mit seinem Geschäft unerwartet früh fertig geworden, so war er denn auch schon reichlich vor der Zeit bei Gerda erschienen, um sie und seine Frau abzuholen. Jetzt saßen die drei nun bei Adlon. Sie hatten bereits mit dem Frühstück angefangen.

"Ich hab' einen so wahnsinnigen Hunger. Geradezu unanständig", hatte Astrid gestanden. "Dies Berlin macht einem so fabelhaft Appetit. Gerade wie die See. Laßt uns doch schon immer essen — Heinz wird's uns ja nicht übelnehmen. Im Notfall ess' ich ihm zur Gesellschaft noch einmal mit."

So sah man denn nun schon beim Sekt — in heiterster Laune. Astrid war überhaupt glücklich; sie "kniete" sich förmlich ins Vergnügen — wie sie von sich selbst behauptete — und auch Klaus war sehr gut aufgelegt.

Jetzt, wo er Gerda so als Schwager gegenüber saß, restlos glücklich mit seiner lebendigen, scharmanten kleinen Frau, der er immer wieder heimlich zutrank, gegen Gerda selbst aber von einer ritterlichen Aufmerksamkeit und verwandtschaftlichen, ruhigen Vertraulichkeit, da gefiel er dieser im Grunde recht gut. Und so ließ denn auch sie sich von der frohen Laune der anderen anstecken. Na, wie sie so das junge Paar neben sich sah, wie es geheime Liebesgrüße tauschte, scherzte und lachte, da kam auch ein Sehnen über sie.

Wenn jetzt doch auch ihr Heinz da wäre, daß seine Zärtlichkeit ihr die dummen Gedanken wegscheuchte, die da seit vorgestern, nach den Besuchen am Sonntag, immer wieder um sie kreiften. Es war ja doch alles Unsinn. Nur kleine Unstimmigkeiten, wie sie selbst zwischen den glücklichsten Menschen einmal vorkamen. Das durfte man doch nicht tragisch nehmen. Nein, Astrid hatte wirklich recht; man konnte von ihr lernen. Alles von der leichten Seite zu nehmen, mit einem frohen Lachen — das war das einzig Richtige.

Und so hielt sie denn plötzlich der Schwester den gefüllten Sektkelch hin.

"Es lebe deine glückliche Philosophie, Astrid — toujours s'ibele et sans soucis!"

"Prosit!"

Die beiden Schwestern stießen lachend miteinander an, und Gerda setzte gerade das Glas an die Lippen, da hörte sie unvermutet ihres Mannes Stimme neben sich:

"Bravo, Herrschaft! Die Parole laß' ich gelten. Da komm' ich ja gerade zurecht. Her mit einem Glas — Prosit! Ich tu' euch Bescheid."

Und er stürzte mit einem kurzen Zuge den Kelch voll Sekt hinab, den ihm Klaus Petersen rasch dargereicht hatte. Dann begrüßte er die drei, als legte seine Frau.

Gerda blickte ihn an, noch ganz überrascht von seinem plötzlichen Erscheinen. Und es war etwas so Aufgeregtes in seinem Ton wie in seinem ganzen Wesen. Es überfiel sie da mitten in ihrer frohen Stimmung eine geheime Unruhe.

"Du kommst ja schon so früh, Heinz. War denn die Probe schon aus?"

"Nein. Aber was tut's? Es geht ja auch mal ohne mich. — Bitte, Klaus, eine neue Füllung! Der Hals ist mir ganz elend trocken heute."

Gerdas Unruhe ward zur Besorgnis.

"Heinz, du hast Aerger gehabt!" Leise flüsterte sie es dem Gatten zu und legte ihm teilnahmsvoll die Rechte auf die Hand, die eben wieder zum Glase greifen wollte. "Nicht wahr, mit dem Direktor?"

"Sprich mir nicht mehr von dem Schuft!"

Grimmig stieß er es hervor, und sie fühlte, wie es in seiner Hand aufsuchte — in maßloser Leidenschaftlichkeit.

Ganz erschrocken sah sie ihn da an, und auch die beiden anderen wurden jetzt aufmerksam.

"Was hat's denn gegeben, Heinz?" forschte Astrid neugierig.

(Fortsetzung folgt.)

Die rote Mine.

Erzählung von Martin Proskauer.

"Sagen Sie mal, Doktor, wenn Sie nun die ganze Kriegszeit überdenken, was war eigentlich das merkwürdigste Erlebnis?" fragte einer der Herren, die rund um den Kamin in den tiefen Lederseffeln lagen.

Der englische Arzt, der am Balkankrieg als Leiter eines großen Feldhospitals teilgenommen hatte, lächelte überlegend:

"Das ist ganz geschickt gefragt", sagte er langsam, "es ist sogar eine Frage, die ich mir selber manchmal gestellt habe. Aber dieses Erlebnis, das ich für das bedeutendste halte, hat eigentlich nichts mehr mit dem eigentlichen Krieg zu tun. Es war nämlich, als wir die rote Mine trafen!"

"Ach, eine Weibergeschichte", sagte einer der Herren gähnend und griff nach der Zigarettenschachtel.

Der Doktor lachte:

"Sie irren sich, es hat mit Weibern nicht mehr zu tun als mit Männern, es verwirrt die beiden landläufigen Begriffe höchstens ein bißchen, wenigstens in jeelischer Beziehung!"

"Reben Sie nicht so geheimnisvoll, Doktor, was oder wo ist die bewußte Mine?"

"Sie schwamm im Ägäischen Meer!"

"Was machte sie?" fragten die Herren erstaunt.

"Nun, ich sehe schon", sagte der Arzt, "ich muß von Anfang an erzählen. Also es war auf einem kleinen Passagierdampfer irgend einer italienischen Linie, die ihre schmutzigen Paketboote da unten laufen läßt. Der erste Balkankrieg war

vorbei, und ich wollte von Saloniki nach Smyrna herüber, wo ich ein Militärlazarett einrichten sollte. Den Befehl hatte ich vom Ministerium bekommen, wie ich hinkam, war meine und Allah's Sache. Man hat Allah überhaupt in diesem Kriege ein bißchen viel bemüht. Na, das gehört nicht hierher. Aus dem Dampfer waren noch ein paar Passagiere, in der zweiten Klasse türkische Heilgehilfen, griechische Kaufleute, levantinische Ganner und ähnliche Ehrenmänner. In der ersten, also mit mir zusammen, ein russischer Offizier, der irgend etwas Diplomatisches in Saloniki auszurichten hatte, ein italienisches Ehepaar, sehr nette und lärmende Leute, die nach Kleinasien zum Freigeneinkauf wollten, und zwei amerikanische Zeitungsreporter. Und dann war noch ein englisches Ehepaar da, jung, sehr gut angezogen, ohne erkennbaren Beruf, das anscheinend, irgend einer neuen Mode folgend, dort unten schlachtenbummeln wollte.

Während nun unser Dampferchen ziemlich langsam dahinruderte, — die vielen kleinen Inseln und Riffe machten ein elendes Fahrwasser — da wurden wir alle natürlich näher miteinander bekannt. Eines Mittags saßen wir friedlich bei Tisch und schimpften einträchtig über das Essen, da gab es einen Ruck, und das Schiff ging plötzlich mit halber Kraft. Gleich darauf kam der Kapitän und sagte, wir wären hier bei Kap Drepano, und da sollten Minen herumschwimmen.

„Wo kommen hier Minen her?“ fragte ich ungläubig. Der Kapitän lachte:

„Die Türken haben doch im Anfang des Krieges den Hafen mit versenkten Minen gesperrt. Diese Dinger sollen sich von rechts wegen selbsttätig unschädlich machen, wenn sie vom Anker losreißen und abschwimmen. Aber wie ich die türkische Wirtschaft kenne, sind bloß die unschädlich, die noch fest in der Hafeneinfahrt liegen. Die Ausreißer sind alle gefährlich!“

„Ist das so gefährlich?“ fragte die Engländerin.

„Es genügt“, sagte der Kapitän, „so'n Ding hat etwa einen Zentner Schießpulver im Leibe. Und damit kann das größte Kriegsschiff in de Luft fliegen!“

„Wie arbeitet denn so eine Mine, kann man sich da nicht schämen?“

„Nein“, sagte der Kapitän, „die Madonna und alle Heiligen können uns schützen, wir nicht. Es ist wie ein großer eiserner Topf und schwimmt auf dem Wasser. Oben darauf sind ein paar säuregefüllte Glasrohre in Bleitappen. Wenn ein Schiff daranstößt, biegt sich das weiche Blei um; die Glasrohre zerbrechen, die Säure läuft aus und — bum, die Explosion ist fertig!“

Er schlug ein Kreuz, machte ein ernstes Gesicht und ging wieder an Deck.

Wir waren alle ein bißchen verstört, denn wer begegnet schließlich gern einem Topf mit Schießpulver, ohne sich wehren zu können? Aber da war nichts zu wollen. Wir fuhren langsam weiter, und als es draußen auf der See dämmerte, ohne daß etwas passiert war, hatten wir alle, wie aus einer ungeheuren Nervenabspannung heraus, das Gefühl, als wäre die gefährlichste Strecke nun hinter uns.

Plötzlich machte das Schiff einen förmlichen Sprung, die Schiffschraube rollte und kollerte, als ob sie sich in lauter Pfastersteinen drehte, und die Maschine stand still. Gleich darauf spürten wir, wie das kraftlos gewordene Schiff in den Wellen zu schaukeln anfangte.

Wir sahen uns alle verblüfft und nichts begreifend an, dann blitzte in allen Gehirnen nur ein Gedanke auf — ein Satz, ein Sprung — zur Tür — auf Deck!

Oben gab es einen merkwürdigen Anblick. Die Levantiner, die sonst um diese Zeit zappelig und schreiend auf dem Deck herumwatschelten, standen starr und steif, die gelben fetten Gesichter alle nach einem Punkt, wie von einem Magneten gezogen — die Matrosen standen am Backbordgeländer und starrten ins Wasser; da vorn stand der Kapitän und stierte auch hinunter! Keiner sprach, keiner von uns fragte, wir verstanden alle, was los war!

Dort, gerade in dem blinkenden Streifen, den die Sonne über's Meer warf, vielleicht hundert Meter nach vorn, tanzte eine Kugel in den Wellen, oder eine Tonne, den rotgestrichenen Bauch nach oben, und daraus ragten vier kurze gebogene Rohre wie Fühlhörner dicht nebeneinander. Und dieses rote Ding häufte mit den Wellen, hopia, immer lustig — zwei Wellenköpfe hin, einer zurück — schwamm im Wasser — auf uns zu!

Unser Schiff machte keine Fahrt mehr; warum es keine Gegenfahrt gab, weiß ich nicht, vielleicht hätte es gar nichts genutzt oder der Kapitän hatte das Kommando vergessen? Und die Mine da vorn, wir alle wußten, daß es eine war — häufte immer näher, immer lustiger; es sah aus, als ob ein Teufel mit seinem roten Bauch durchs Wasser lachte.

Wir sahen uns in die Augen — blaß und still. Wohl jedem fiel ein, was der Kapitän von dem Zentner Sprengstoff erzählt hatte, und die rote Mine war schon mindestens um zehn Meter näher gekommen!

Der erste, der sprach, war der russische Offizier. Nein, er sprach nicht, er schrie, er schäumte. Ich verstehe bis heute nicht wie er, ohne jede Steigerung, in einen solchen Wutparoxysmus geraten konnte. Er kreischte, daß ihm das Wasser aus den Mundwinkeln lief, russisch, türkisch, französisch durcheinander, versuchte

den Kapitän und bat ihn um Rettung, schrie zur Matrosen Gottes von Moskau, riß ein Heiligenbild aus dem Wassertrog und warf es über Bord. Gleich darauf fiel die Italienerin um. Wo sie stand, sank sie in die Knie und begann zu beten, laut und feierlich. Ohne sich zu unterbrechen, griff sie mit einer Hand nach ihrem Cheman und zog ihn neben sich. Er war aber wie sinnlos und starrte noch im Liegen durch das Geländer auf die rote Mine im Wasser.

Ich muß gestehen, daß mir im ersten Moment ein recht unbehagliches Gefühl durch die Glieder flog. Aber ich sagte mir schnell. Ich war erst kürzlich im Feuer der bulgarischen Artillerie gewesen und darf wohl sagen, daß mich die berufliche Beschäftigung mit dem Tode ein bißchen abgestumpft hatte. Und wenn es nun statt einer Granate oder Kugel eine türkische Mine sein sollte — nun, Allah's Wille geschehe! —

Das alles war in Sekunden gedacht, ein Blick auf die Mine da draußen — noch zehn Meter näher — dann sah ich mich um. Das Beten der Frau hatte die italienischen Matrosen und die Levantiner aufgeweckt; sie waren alle niederkniet, und ihre Gebete an alle Heiligen klangen jammervoll und doch rührend durcheinander.

Dicht hinter mir stand der Engländer mit seiner Frau. Schlang und fest standen sie da; sie sah nach der Mine, drehte dann ihr feines offenes Gesicht ihrem Manne zu und fragte mit ruhig klarer Stimme:

„Sag, Billy, das ist eine Mine?“

„Ja“, sagte er heiser.

„Es ist also jetzt ernst?“ fragte sie wieder, und ich hörte ihre Stimme hell und klar sich über das Beten der anderen erheben.

„Sehr ernst“, sagte er, „wenn sie an das Schiff stößt . . .“

Die Engländerin sah sich um. Ihr Blick streifte mich, aber sie schien mich nicht zu sehen, sie suchte nach Worten.

„Billy“, sagte sie wieder, „wenn es wirklich aus ist . . . es ist ein bißchen schnell . . . aber man weiß nicht . . . ich will dir danken für alle deine Liebe und Güte . . . wir sind unendlich glücklich gewesen . . .!“

Der Mann nahm ihre Hände in seine Hand. Ich sah hin und hörte zu; ich weiß, es war taktlos, aber in solchen Momenten geht der übliche Begriff von Takt und Benehmen ein bißchen verloren.

„Es ist so kurz“, röhnte der Mann, „nicht sterben, Edith, nicht sterben, noch nicht . . .“

Sie legte mit einer unsagbar weichen Bewegung ihren Arm um ihn und küßte in sein Ohr, während sein Kopf ganz tief sank.

Die beiden Amerikaner benahmen sich sehr gut. Der eine, Diggins hieß er, suchte die Achseln und machte ein gleichgültiges Gesicht; er wußte wohl selbst nicht, daß es in seiner Blässe zur Grimasse wurde. Der andere spuckte heftig über Bord, als wollte er der roten Tonne seine Verachtung ausdrücken, dann griff er in die Tasche, zog ein Bündel Notizen aus der Tasche und sagte zu mir und Diggins:

„Schade, diese Depeschen hätten mir tausend Dollars gebracht!“

„Halt's Maul!“ knurrte Diggins, „die Leute hier beten, und ich denke an meine Mutter. Es ist aus mit Dollarmachern!“

Die rote Mine war noch näher herangerannt. Deutlich sah man den zerfressenen Anstrich von Rostschußfarbe, an der Seite ein paar schwarze Buchstaben aufgemalt und oben die vier kurzen Röhren, wie gestielte Augen nach Vorne ausschauend! —

Die Sonne warf ihren breiten Glanz über das Wasser; ein weider, warmer Wind wehte über das Deck, aber mir schien er eisalt und bis auf die Knochen dringend.

Die Italiener beteten noch, die Engländerin stand da — das blonde Haar glänzte im Licht wie tausend Fäden aus Kupfer — sah mit ruhigem Gesicht ins Wasser und stützte ihren Mann, der sich sichtlich bemühte, die schlotternde Angst zu beherrschen. Die beiden amerikanischen Journalisten reichten sich die Hände und sahen sich stumm in die Augen, der Kapitän preßte beide Hände an den Kopf, und ich stand da, von tausend Gefühlen durchschüttelt, fühlte die verfluchte Mine dort sich nähern, spürte die Angst, die ich bezwingen wollte, und sah gleichzeitig die ganze tolle Szene um mich herum mit kühlem fast wissenschaftlichem Interesse. Das ganze hatte vielleicht, seit wir an Deck gerannt waren, drei Minuten gedauert. Aber es hatte genügt, um von uns allen abzuspülen, was falsch war. Es hatte von unsern Seelen Erziehung und Einbildung abgestreift wie Lumpen, und wir standen wie nackt voreinander da. Die Engländerin sah sich um, und ich merkte, sie empfand wie ich. Sie beugte sich zu ihrem Mann und wollte ihm etwas sagen, da stieß er sie plötzlich unerwartet zurück, sprang wie irrinnig auf und sagte:

„Du, du bist schuld! Du wolltest hier verfahren! Du bist schuld, wenn wir sterben . . . ich wollte nicht . . . nun soll ich sterben . . . Du hast mich hierher gelockt!“

Die Frau war zurückgetreten, blaß und mit entsetzten Augen, in denen erst jetzt etwas wie Todesangst aufsprang. Sie wäre gefallen, wenn ich sie nicht rasch gehalten hätte.

Mit schrecklichem Ausdruck sah sie auf ihren Mann, als spräche ein Wahnsinniger. Er schrie weiter, rasend und unbeherrscht, bis ihm die Stimme versagte. Er ballte die Hände, als ob er sich auf seine Frau stürzen wollte. Es war das kinische Bild eines

totalen Nervenzusammenbruchs, vielleicht noch suggestiv durch den Anfall des Russen vorhin beeinflusst.

Die beiden Amerikaner, die hart vor Entsetzen zugehört hatten, sprangen dazwischen — da schrie der Kapitän auf, gellend, unverständlich, und stieß mit beiden Händen nach vornhin auf das Wasser zeigend. Wie hörten den Schrei, sahen dorthin — da schwamm die rote Mine — nicht mehr näher, sie war wieder weiter fort! Sie tanzte klein und unscheinbar — vielleicht zweihundert Meter vom Schiff, längs des uns vorüber. Tugend eine scharfe Strömung, ein unsichtbares Riff hatte ihren Kurs abgelenkt — sie behielt die Entfernung bei — wurde kleiner — und war dann im Reflex des Sonnenlichts hinter uns verschwunden!

Der Kapitän ließ die Arme sinken, ging an das Sprachrohr, und gleich darauf hörten wir, fühlten wir, wie das Schiff zitterte und bald mit eigener Kraft weiterfuhr.

Das Rollen der Maschine weckte die betenden Italiener. Sie sahen sich um, rieben sich die Augen, und als sie verstanden hatten, daß die Gefahr vorüber war, sangen sie wieder ein ausgiebiges Dankgebet an. Den Russen mußten wir in seine Kajüte schleppen. Er war vollkommen zusammengebrochen und bekam von mir eine Spritze Morphium, die ihn gleich zum Schlafen brachte. Ich selbst war durch diese berufliche Funktion den Bann des unangenehmen Erlebnisses ziemlich rasch los geworden. Die Amerikaner kamen mit ruhigen Gesichtern unter Deck und sangen gleich zu schreiben an, die Kerle hatten eine fabelhafte Kaltblütigkeit, das muß ich sagen — und auch der Engländer erhobte sich rasch und ging aufrecht, aber ziemlich blaß, seine Frau am Arm, an mir vorüber.

Zwei Stunden später kam er in meine Kabine und bat mich, ich möchte doch zu seiner Frau kommen. Ich ging in ihre Kajüte, da lag die Engländerin mit abgewandtem Gesicht auf ihrem Bett. Ihr Mann beugte sich zu ihr, aber sie wandte sich mit einer zuckenden Bewegung der Schultern ab; wenn ich recht sah, stieß sie sogar mit der Hand nach ihm. Er flüsterte mir zu:

„Ich weiß nicht, was sie hat. Sie weint, seit wir unten sind. Es scheint doch für ihre Nerven zu viel gewesen zu sein!“

Aber ich muß den Mann wohl etwas merkwürdig angesehen haben, denn er ging, ohne noch etwas zu sagen, still zur Tür.

Als ich allein war, setzte ich mich zu der Frau und hörte, wie sie vor sich hin weinte. Ich sprach leise zu ihr, aber sie hörte mich nicht. Ich stößte ihr etwas Brom ein, sie schludte, ohne es zu wissen und weinte mit offenen Augen unaufhörlich. Und als ich in sie drang, sagte sie leise, willenlos, als ob eine andere Stimme aus ihr spräche:

„Das habe ich nicht gewußt — so klein war seine Liebe! Gerade in solcher Stunde . . . wie war das häßlich — das tut so weh!“

Ich stand auf und ging. Hier konnte ich und konnte kein Fremder helfen. Das sah tiefer, da konnte kein Arzt nützen.

Auf der Treppe traf ich den Mann wieder. Er sagte ein paar gleichgültige Worte, und ich hörte, daß es ihm ernst damit war. Er hatte wirklich schon vergessen, was er in der schmerzlichen Nacht vor der Gefahr aus dem Grunde seines armseligen Empfindens herausgeschrien hatte.

Ich suchte die Ahlsen und ließ ihn stehen.

Aber wie ich schon sagte, meine Herren, diese fünf Minuten, angeht's der roten Mine waren menschlich doch sehr interessant!

Vermischtes.

kl. Das Zwergflusssperd — das Schwein der Zukunft. Das Zwergflusssperd ist vor drei Jahren wieder in Liberia entdeckt worden und die ersten Exemplare durch den Major Hans Schomburgk zu Dagenbeck gebracht worden. Dieses Zwergflusssperd nun ist das „Schwein der Zukunft“ — so behauptet allen Ernstes der amerikanische Forscher Jerwin im „Journal of Heredity“. Er verkennt dabei durchaus nicht, daß das Zwergflusssperd augenblicklich einen sehr kostspieligen, kaum erschwinglichen Braten bildet. Seine zoologischen Untersuchungen haben ihn demnach zu der oben gemeldeten Ansicht geführt. Was zunächst die Schmachthaftigkeit des Bratens angeht, kann man Herrn Jerwin wohl Glauben schenken: das Zwergflusssperd soll in seiner Heimat als Lederbissen gelten und sein Schinken soll wohlknochender sein als der herrlichste Prager Schinken. Wie aber steht es mit den Zuchtbedingungen, auf denen die Umwandlung in das „Schwein der Zukunft“ hauptsächlich beruht? Jerwin behauptet, das Zwergflusssperd sei außerordentlich leicht groß zu ziehen; es wächst rasch, es verteidigt das Klima der in Amerika in Frage kommenden Gebiete außerordentlich gut, so daß seine Anpassung an das neue Klima überhaupt nicht mehr in Frage käme, und schließlich — das ist der springende Punkt der ganzen Ausführungen — können ungeheure Sumpfgelände der neuen Welt durch Besiedelung mit Zwergflusssperden außerordentlich nutzbringend ausgebeutet werden. Falls Herr Jerwin nun selbst den Versuch mit der Zwergflusssperdezucht machen will, werden sich Dagenbeck und andere Firmen, die exotische Tiere verkaufen, wahrscheinlich damit durchaus einverstanden erklären, denn die New Yorker Zoologische Gesellschaft

soll für die drei Zwergflusssperde, die der New Yorker Zoologische Garten vor einiger Zeit bekommen hat, etwa 50000 Mark bezahlt haben. Wahrscheinlich wird Herr Jerwin doch die nutzbringende Zwergflusssperdezucht gleich in größerem Maßstabe bezimmern so, daß auf alle Fälle für die beteiligten Händler zunächst ein ganz hübscher Gewinn abfällt, wenn sie sich so viele Zwergflusssperde verschaffen können, wie Herr Jerwin zu brauchen gedenkt.

* Unter Paletotmardern. „Donnerwetter, da hast du ja einen prachtvollen Mantel an. Die Frucht der gestrigen Nachtarbeit?“ — „Richtig; und sieh nur, wie ausgezeichnet er sitzt.“ — „Ja, wirklich, man möchte sagen — nach Maß gestohlen.“

Sprache des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins.

* O H E R N. In dem Wort klingen Töne der deutschen Urzeit zu uns herüber. Ostara klang es voll bei den alten Westgermanen, Ostern hallte es nach im Mittelalter, und Ostern tönt es jetzt mit kurzem Schall. Ursprünglicher Naturglaube ist in ihm aufbewahrt, wie denn das ganze Leben, aus dem es stammt, mit der Natur wunderbar verwachsen war. Da das Wort so grau von Alter ist, ist seine Deutung nicht leicht. Einige leiten es von Ostara ab, dem Namen der altgermanischen Frühlingsgöttin. Andere gehen noch weiter zurück und sagen, daß es seine Wurzel in dem altgermanischen Worte austro hat, das wir heut in dem Ausdruck Osten für die Himmelsgegend wiederfinden. Daß darunter die Morgenröte, das aufsteigende Tageslicht und die Auferstehung des Frühlings verstanden wurde, ist leicht begreiflich, und daß dieses sinnvolle Wort zum Namen für das christliche Auferstehungsfest wurde, drängt sich wie eine Selbstverständlichkeit auf. Die Ehrwürdigkeit des Wortes wächst noch, wenn wir daran denken, daß es das erste, größte und heiligste Fest bezeichnet, das die Kirche — es geschah im zweiten Jahrhundert — eingeführt hat. Die festliche Zeit tut die Türen zu einem reichen Wortschatz in unserer Sprache auf: Osterblumen, Osterbrot, Osterfeuer, Osterluden, Ostersuppe und wie sie alle heißen, — wem strahlen nicht die schönsten Erinnerungen dabei entgegen? Soviel Freude, soviel sinniger Volksbrauch, soviel altes gutes deutsches Denken und Dichten liegt nicht einmal in den Worten Weihnachten und Pfingsten beschlossen. Doch die gebräuchlichsten Namen sehn noch. Da sind die Osterier nicht zu vergessen. Aber was haben die eigentlich mit Ostern zu tun? Das ist schon in den ältesten Zeiten als das Sinnbild der Schöpfung und des Lebens angesehen worden. Daraus ergab sich, daß es zum Sinnbild für die neuerstehende Fruchtbarkeit des Frühlings, die Osterzeit, wurde. Weil die alten Germanen der Ostara Eier zum Opfer brachten, darum bringen wir sie noch heute zum Geschenk. Und weil der Göttin zu Ehren die Eier mit den Farben des Himmels bemalt wurden, darum färben wir sie auch heute noch bunt. Auch der Osterhase hat das Recht, daß seiner hier gedacht wird. Seine Verbindung mit dem Osterfeste ist schon schwerer zu erklären. Warum ist dem Meister Lampe die Pflicht auferlegt, die Eier zum Feste zu legen? Das Rätsel wollen einige mit der Erklärung lösen, daß der leichtfüßige Renner bei den alten Germanen der Bote der Göttin Ostara war. Ob er wohl auch bei dem Ostergelächter eine Rolle spielte? Warum nicht? Paßte er doch leicht in die scherzhaften Erzählungen hinein, womit die Geilichkeit in der Osterpredigt den Jungen die Ohren kitzelte und der lachenden Gemeinde den Bann der Fastenzeit von dem Gemüte löste. Sie konnte auch vom Osterfeste erzählt werden, womit man noch heute scherzhaft einen dummen Menschen bezeichnet. Aber auch ein Kranz von wehrvollen Wörtern schlingt sich um den alten Ausdruck Ostern, wenn wir an die Sonntage von Invokavit bis Erandi denken. Diese lateinischen Wörter sind die Anfänge von Wibelstellen, die an den betreffenden Sonntagen in der Kirche verlesen wurden. Dazu gehört auch das Wort Gründonnerstag, das gleichfalls von vielen aus dem Lateinischen abgeleitet wird. Es ist wohl eine Uebersetzung von dies viridum, dem Tag der Grünen, d. h. der begnadigten Süßer; denn diese wurden an dem Erinnerungstage der Abendmahlsstiftung in die Gemeinde wieder aufgenommen. Und Karfreitag kommt von dem alten deutschen Worte Kara, das Klage oder Trauer bedeutet. Auf diesen Tag der tiefsten Trauer folgt mit dem Feste die höchste Freude. So verschieden auch alle diese Wörter in Bezug auf die damit bezeichneten Gebräuche sind, so klingen sie doch alle in dem Wunsch und Gruß zusammen: Fröhliche Ostern! Tersch (Köln).

Gleichlang-Rätsel.

Als Zeitvertreib für Groß und Klein
Reimt mich wohl alle Welt.
Mein Name aber dient zugleich
Für ein „Großwunderfeld“.
Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung der Schach-Aufgabe in voriger Nummer:
Weiß. Schwarz.

1. Tc4 — e4 Kd5 — e4;
 2. Da1 — f6 Ke4 — e3 od. d5.
 3. Df6 — f4 od. Lf1 — g2 $\frac{1}{2}$ und Matt.
- A. 1. Kd5 — c6
2. Tc4 — c7 Ke6 — b6, d6 — d5 od. Ke5 — d5.
 3. Da1 — a6 od. Lf1 — g2 $\frac{1}{2}$ und Matt.